

ERZÄHLUNGEN.



UNIVERSITÄT DÜSSELDORF

1911



DER SÜNDER UNTER DEN GERECHTEN.

(AUS ALTER HANDSCHRIFT ÜBERSETZT VON DEN BRÜDERN
GRIMM.)

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1818. In der Maurerschen Buchhandlung. 26. Blatt. Sonnabend, den 14. Februar. S. 103.

Der Wolf, der Fuchs und der Esel wollten Busse thun und pilgerten nach Rom. Als sie nah bei der Stadt waren, hub der Wolf an: „Da Gott uns in Gnaden bis hierher gebracht hat, wäre mein Rath, unsere Beichte abzulegen, ehe wir vor des Papstes Antlitz kommen.“ „Das soll geschehen“, sprach der Fuchs, „der heilige Vater hat mit jedermann, Pfaffen und Laien, viel Arbeit, so dass ihm wenig Zeit übrig bleibt. Wir wollen einander beichten und die Busse festsetzen, hernach bitten wir ihn um Bestätigung, Gottes und unseres Flehens wegen.“ „Wohlan“, sagte der Wolf, „beichte je einer den zwei andern seine grösssten Sünden. Also heb' ich an und beichte etwas, das mir schwer auf dem Herzen liegt: Ein Mann hatte ein Zuchtmutterschwein mit zwölf Jungen, die lagen unter einer kalten Stiege, und ich hörte oft, wie sie den Tag über ganz jämmerlich nach ihrer Amme schrieten, aber die lief mit vollem Wanst auf dem Felde herum und liess ihre Kinder den schmachlichsten Hunger leiden. Mich erbarmte das und ich rächte mich einmal, als sie ihre Jungen wieder nicht pflegte, zerriss sie und füllte meinen Leib mit ihr an. Aber das ist noch nicht alles. Hernach, als ich mich bedachte, dass ich übel gethan, dauerten mich die armen Ferklein, die da Hunger litten; ich half ihnen aus der Noth und schloss sie auch in meinem Magen ein. Das bekenne ich mit weinenden Augen, nun bestimmt mir die Busse.“ „Wenn ich die Sache recht betrachte“, antwortete der Fuchs, „so ist eure Sünde nicht gar gross; ihr habt es aus Gutheit gethan, wie

noch jetzt mancher brave Mann thut, der für arme Waisen und Hausarmen ein mitleidiges Herz trägt. Doch sollt ihr vor unserem Kloster knien und mit Andacht ein Paternoster sprechen; das ist für die Sünde mehr als zuviel. Aber nun will ich meine Sünde beichten, sie schmerzt mich und lockt mir manchen Seufzer hervor: Bei einem Dorfe wohnte ein Bauer, der hatte einen so boshaften Hahn, dass er alle Hähne biss, die in sein Bereich kamen; dabei trieb er ein lästerliches Geschrei mit zwölf Hennen, Tag und Nacht, dass oft gesunder und kranker Leute Hirn davon betäubt ward. Diese Hoffahrt verdross mich über die Massen; als ich ihn daher eines Tages mit seinen Buhlerinnen scherzen sah, packte ich ihn bei der Schwarte und trug ihn in eine andere Pfarrei, wo ich den Bann nicht zu scheuen brauchte; dort ward ich bald Herr über ihn. Jetzt gieng das Geschrei seiner Weiber über mich los, das ärgerte mich, so dass ich eine nach der andern auffrass; ohnehin trugen sie grossen Hass gegen mich.“ „Nun“, sprach der Wolf, „da findet sich noch Rath, das Schreien und Lärmen wird zu gutem Ende gebracht. Faste drei Freitage, wenn du kein Fleisch haben kannst. Wohlan, Herr Esel, nun kommt die Reihe an euch!“ Der Esel antwortete: „Ich weiss nicht, was ich beichten soll. Ihr beide wisst, was für grosse Noth und Arbeit mir beschieden ist; wenn ich davon anfangen wollte, wäre kein Ende zu finden. Ihr seht, wie ich Wasser, Korn, Holz, Mist und was sonst vorkommt tagtäglich auf eine hohe Burg tragen muss und dass ich ohne Dank an mancher harten Arbeit mich abwürge. Eine Sünde macht mir Sorgen und hat mich oft schon gereut: Der Knecht, der mein zu aller Zeit pflegte, gieng einmal im Schnee vor mir her; da sah ich ein Paar Strohhalme, die aus seinen Schuhen hervorragten, davon riss ich ein Paar Stückchen ab und frass sie vor Hunger. Es war sein Schaden und ein Verderben an meiner Seele: die Schuld trage ich, setzt mir nun gnädiglich eine Busse.“ „Weh dir ewig, du Mörder!“ riefen die beiden, „was hast du gethan? Du hast einen Menschen verderbt, dem seine Füsse erfroren sind. Dieser Mord kostet dir deine Seele, kein Dieb und Mörder mag genesen!“ Darauf fielen sie über ihn her und brachten ihn um.

DER BÜSSENDE WOLF.

MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

Gesellschafter. 1818. 85. Blatt. Freitag, den 29. Mai. S. 339.

Einsmals sprach der Wolf zu seinem Sohn: „Liebes Kind, mir nagt bitteres Leid am Herzen und ich dulde einen heimlichen Kummer, schwerer als der Tod selbst. Ich habe durch Unrecht, das ich armen Leuten zugefügt, grosse Sünden auf mich geladen und meiner Seele damit die ewige Verdammnis erkaufte. Ich fürchte, sie ist auf immerdar in den Abgrund versenkt, so dass ich sie durch keine Busse erlösen kann. Dennoch möchte ich die grosse Reue, die ich empfinde, durch gute Werke an den Tag legen. Sieh, ich will meinen Leib nicht schonen, ich will ihn also kasteien und quälen, dass Gott schauen soll, wie treu und ernstlich meine Reue ist.“ Der Sohn antwortete: „Vater, du redest gar wohl und verständig; auch mir ist wie dir schwer zu Muth, auch mich reuen meine Sünden, und da du älter bist als ich, so ziemt es sich, den Rath von dir anzuhören.“ — „Wohlan“, sprach der Vater, „wir wollen Busse thun und alles Fleisches uns enthalten.“ — „Ich höre mit Freuden, was deine Zunge verkündigt“, antwortete der Sohn, „dein Geist wendet sich zu dem Herrn.“ — Nachdem dieser Entschluss gefasst war, begannen sie ihre Busse. Als der Mittag und die Essenszeit heranrückte, giengen sie hinaus auf eine Wiese; da stand bei einem Wasser ruhig ein Esel und frass. Als der alte Wolf ihn gewahr ward, zeigte er ihn seinem Sohn und sprach: „Sieh an, mein Sohn, uns will der Herr darum noch nicht zu Grund gehen lassen, weil wir das Fleisch abgesagt haben; diesen Krebs da hat er mildiglich aus dem Wasser ans Land uns zugesendet. Einen so schönen fetten Krebs habe ich noch niemals gesehen! Wie gnädig ist der Herr, dass er so früh schon uns beräth! Lauf geschwind nach dem Wasser und schneid' ihm den Weg dahin ab, sonst geht er wieder zurück; ich will ihn von der Landseite einschliessen.“ Der Sohn befolgte des Vaters Geheiss: die Unglücksstunde des

armen Esels war gekommen; beide Wölfe packten und frassen ihn als einen weichhäutigen Krebs auf; dabei meinten sie fromme Büsser zu sein, die sich Fleisches enthielten. — Als aber die Leute von dem Feld her der beiden Wölfe ansichtig wurden, kamen sie mit einem Rudel von zwanzig Hunden herzugelerannt. Die Wölfe nahmen bei dem Anblick die Flucht, wurden aber angeschrieen und von den Hunden gehetzt. Da sprach der Alte: „Sag' an, mein lieber Freund, was bedeutet nur das Geschelle? Sollten wir etwas Unrechtes begangen haben! Der Krebs, den wir da aufgezehrt, möchte wohl ein Esel gewesen sein? Ich vermuthe das, weil die Leute so gewaltig hinter uns her sind.“ — „Ein Esel war es freilich“, antwortete der Sohn, „ich hätte dir das leicht sagen können, aber deinem grossen Verstand habe ich blindlings Glauben beigemessen. Einen Krebs kenne ich sonst recht gut, er ist weder so gross als ein Esel, noch geht er in dem Gras weiden.“ — „Lass das jetzt“, sprach der Alte, „und schau fleissig hinter dich, was die Hunde vorhaben. Meldest du mir das immer, so will ich dir darnach schon rathen.“ — Da rief der Sohn: „Sie bellen laut und strecken Schwanz und Kopf in die Höhe; ihrer sind so viel, dass sie uns ohne Widerstand tödten werden. Zwei laufen allein voran; ich weiss nicht, ob aus Zorn oder einem anderen Grunde; die zwei schweigen und bellen nicht, ihr Haupt ist gesenkt, ihr Schwanz eingezogen; es ist schrecklich, wie sie daher rennen, nicht anders als ein Bolz vom Bogen!“ — „Weh, lieber Sohn!“ sprach der Alte, „die so schnell laufen, sind zwei Windhunde und die sind unser Tod. Jetzt ist Gefahr, eil' und fliehe, du bist noch jung und hast noch manches Jahr vor dir; ich will meinen Leib aufgeben, ich bin alt und schwach, es hätte doch nicht lange mehr dauern können. Komm, küsse mich noch einmal und dann ziehe deines Weges; ich will den Tod hier erwarten. Bitte nur unsern Herrn, dass er mir die Seele bewahre!“ Da gieng der Sohn herzu und küsste den Alten; dieser aber packte ihn an der Kehle und biss ihn also sehr, dass ihm der Gedanke an die Flucht vergieng und er halb todt liegen blieb. Nun erhob sich der Alte selbst gen dem Walde; die Windhunde kamen, und als sie den jungen

Wolf fanden, fielen sie über ihn her und bissen ihn, bis er ganz todt war; indessen rettete sich der alte glücklich in den Wald. — Wer noch Wolfes Treue hat, — den soll man fliehen, das ist mein Rath.

KARLS DES GROSSEN HEIMKEHR AUS UNGERLAND.

MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

(Nach der alten Kaiserchronik in der Heidelberger Handschrift Nr. 336.)

Gesellschafter. 1818. 33. Blatt. Freitag, den 27. Februar. S. 129—131.

Es geschah im Jahr, da man zählte achthundert nach Christi Geburt, dass König Karl gen Ungarn zog und bis zu den Polachen die Völker zum christlichen Glauben bekehrte. Mit seinem Volk lagerte er nah an dem Meer. Er hatte aber daheim der Königin hinterlassen, wo er länger als zehn Jahre ausbleibe, habe ihn gewisslich der Tod hinweggerafft; auch hatte er ihr gesagt, wenn er ihr ein wohlbekanntes Ringlein sende, solle sie dem Boten, der es vorzeige, gläubig sein in allem, was er ihr berichte. Als nun neun Jahre herum waren, da erhob sich zu Achen und durch das ganze Reich Raub und Brand. Die Grossen des Landes konnten das nicht mit ansehen, sie giengen zu der Königin und sprachen: „Wir leiden viel, weil wir keinen Herrn haben, darum bitten wir euch, edle Frau, bescheidenlich, dass ihr einen Fürsten zum Gemahl nehmet, der die Lande behüten kann. Unser Herr ist gewisslich todt, sonst hätte er euch, wie gross immer seine Noth gewesen, Botschaft zugesendet.“ Die Königin antwortete: „So müsst' ich geschändet sein, wenn König Karl hereinkäme in die Stadt, er würde mich gewisslich tödten. Das Zeichen, das er mir beim Scheiden verhiess, hat er noch nicht gesendet. Noch nie brach ich meine Treue, sie soll auch immerdar stät an mir sein.“ Sie antworteten:

„Wir können in diesen Zeiten nicht ohne Herrn sein, König Karl ist todt, wir haben Boten ausgeschiedt und wissen, dass er in grossen Nöthen umgekommen ist.“

Also redeten sie der Königin lange zu und gedachten ihres Ungemachs, bis sie sprach: „Was mich betrübt, das kommt von euch; ich bin unschuldig, das bezeige ich bei Gott, dem getreuen und wohlgemuthen. Thut von mir eure Rede, was Unheils mich betrifft, das soll euch nicht quälen, ich kann mich selbst wohl bewahren.“ Die Herren antworteten: „Frau, so werdet ihr nimmer froh! Sollen wir in dieser Verwirrung stets ohne Herr sein, so wisst, ihr seid des Teufels und von uns mag keiner genesen.“ Da sprach die Königin endlich: „Wohlan, wie schwer mein Geschick sei, ob mir wohl oder weh werde, ich will euch folgen. Wie gross mein Kummer ist, wollt ihr mich sein nicht erlassen, so muss ich euern Willen begehen.“

Darnach stund es nicht lange, so ward eine grosse Hochzeit festgesetzt und ein mächtiger König ihr gegeben; nach dem dritten Tag sollten sie vermählt werden, aber Gott wollte das nicht zulassen. Er schickte selbst einen Engel als Boten nach Ungerland, wo König Karl lag. Als er ihn fand, sprach er zu ihm: „König, es sei dir lieb oder leid, kommst du nicht zu der Königin, so nimmt sie ein anderer, und die schöne Frau ist gesinnt, sich mit ihm zu vermählen. Darum sollst du binnen dreien Tagen in deinem Reich sein.“ König Karl sprach: „Wie soll ich in dreien Tagen in mein Land kommen? Ich sage dir, bis dahin sind hundert Rasten und ich denke noch funfzehn mehr dazu; auf welche Weise soll ich hinkommen? soll ich reiten oder gehen? Ich kann das nicht wissen.“ Da sprach der Engel: „Ist dir nicht kund, dass Gott thun kann, was er will? So viel Gewalt steht bei ihm.“ Der König antwortete: „Das mag wohl sein, ich glaub' es und hab keinen Zweifel, dass er Wunder genug vollbringen kann.“ Da sprach der Engel: „Geh hin zu deinem Schreiber, der hat ein starkes Pferd, das kauf' ihm ab um Pfennige und Mark, wie du es gewinnen kannst. Das Pferd reite einen vollen Tag, der Weg wird dir lang, doch es ist der Art, dass es dich schnell trägt gen Rab durch Moos, Feld und Heide, dort soll deine erste

Tagweide sein. Den andern Tag sollst du dich früh aufmachen und schnell fortreiten, so kommst du bei Sonnenschein noch gen Passau an der Donau, das ist die zweite Tagweide. Da trenne dich von dem Pferd, zu Passau findest du einen Wirth, der dich wohl hält; er hat ein Fohlen, das sollst du ihm abkaufen; dieses Fohlen wird dich schnell weiter tragen, also dass du die Vermählung noch hindern kannst.“

Da kaufte der König Karl das Pferd von seinem Schreiber und ritt heimlich am Morgen aus und ritt, bis er gen Rab kam, wie ihm der Engel verkündigt hatte, und also machte er von der Bulgarei aus die gewaltige Reise in einem Tag. Da rief er aus: „Gott vertraue ich wohl!“ und ritt den andern Tag nach Gottes Lehre bis Passau und kam da an noch bei Sonnenschein. Hier fand er einen Wirth, der ihm gutes Gemach schuf. Abends, als das Vieh eingieng, kam auch das Fohlen gelaufen; er fieng es bei der Mähne und sprach: „Herr Wirth, gebt mir das Fohlen, das will ich reiten durch Moos und Feld.“ Der Wirth antwortete: „Herr, das Fohlen ist noch zu jung, es kann euch noch nicht tragen.“ Karl antwortete: „Was redet ihr, gebt mir das Fohlen.“ Der Wirth sprach: „Weil es euch denn so lieb ist, soll es euch nicht versagt sein, wär' es nur gezäumt und geritten.“ Karl kaufte es um güldene Pfennige. Am dritten Morgen ritt er fort; ein Wunder war es, dass ihm das Pferd nicht erlag. Er ritt aber tapfer, bis er gen Achen vor das Burgthor kam. Da fand er einen Wirth, der ihn herbergte, wie es ziemlich war.

Nun hörte man von allen Seiten einen grossen Schall von Flöten und Gesang, von Tanzen und Springen, in allen Gassen war ein Drängen und Treiben. Da fragte der König: „Was es in der Stadt gäbe?“ „Herr, eine Hochzeit, wie sie nicht grösser sein kann, soll hier vor sich gehen. Dazu hat sich mancher Mann versammelt, wie unsere Frau Königin entboten hat; sie nimmt einen andern Gemahl, wie ich euch fürwahr sagen kann, einen mächtigen König. Da wird Brod und Wein gegeben und Speise in der Stadt, jedermann im Überfluss, wer es sei, Alt oder Jung; Futter wird den Rossen vorgeworfen ungemessen, wie ich alles angesehen habe.“ Der König sprach:

„Herr Wirth, kann ich bei euch gut Gemach haben, so mag vom Hofe Speise nehmen, wer da will, ich kann ihrer Gaben wohl entbehren. Herr Wirth, kauft mir meine Speise in der Stadt, hier sind goldene Pfennige, die geb' ich euch in Ehren. Ihr sollt guten Nutzen von mir haben: heisset die Speise bald bereiten und lasset eure Diener und Knechte meiner froh werden.“ Da gab ihm der König Pfennige genug. Als der Wirth das Gold sah, sprach er zu sich selbst: „Es muss ein Edelmann sein! Seines Gleichen habe ich nie beherbergt, noch haben meine Augen je einen mildern gesehen!“ Als die Speise bereitet war, setzte sich der König zu Tisch; alles war überaus köstlich. Darnach, wie es Nacht ward, legte er sich schlafen und bat den Wirth um einen Wächter, der sein Nachts pflege. Als er zu Bette lag, sprach er zu dem Wächter: „Früh, wenn man die Glocken läutet im Dome, so sollst du mich sicherlich wecken, ich will, so Gott mir das Leben lässt, dir dies Ringlein dafür verehren. So lieb dir nun solch ein Kleinod ist, so gewiss weck du mich, wann es läutet; dann werde ich sorgenfrei!“

Der Wächter that, wie ihm geheissen war, fand den Herrn schlafend, weckte ihn und sprach: „Steht auf und gebt mir meinen Lohn, denn man läutet.“ König Karl es nicht verdross; er legte sein reiches Gewand an und hiess den Wirth mitgehn, dass man ihn nicht fieng, denn er war leider unbekannt. Er fasste den Wirth bei der Hand, und sie giengen beide zum Burgthor, das war aber stark verriegelt. Der Wirth sprach: „Herr, ihr müsst da durchschlafen, aber da wird euer Gewand kothig.“ „Das acht' ich nicht“, sprach der König, „und ob es ganz zerreisse!“ und schlof hinein; den Wirth liess er umgehen. Da gieng der König in den Dom, und weil er wohl wusste, dass, wann er auf dem gesegneten Stuhl sass, er als König musste begrüsst werden, setzte er sich darauf, liess die Scheide vom Schwert sinken, nahm es also entblösst und legte es über seine Kniee. Der Messner kam und wollte die Bücher hervortragen; als er ihn da sitzen sah mit blossem Schwerte, ohne ein Wort zu reden, verzagte er, gieng zum Priester und sprach: „Es sitzt ein greiser Mann auf dem gesegneten Stuhl und hat ein blosses Schwert über dem Knie liegen; wie ich zum Altar

gieng, sah ich ihn sitzen, da ward mir angst.“ Der Domherr sprach: „Was redest du für Dinge, damit kommst du schlecht bei uns an, die Wahrheit will ich wissen.“ „Glaubt ihr mir nicht“, antwortete der Messner, „so ist mirs leid, geht und seht selbst alles an.“ Da gieng der Domherr und nahm ein Licht in die Hand und gieng unverzagt zum Königsstuhl, und als er dabei kam, sah er selbst den greisen Mann darauf sitzen. Da eilte er zum Bischof und sprach: „Wollt ihr hören, wie uns im Dom geschehen ist?“ Der Bischof hörte seine Worte und gieng aus seinem Gemach hin in den Dom. Zwei Knechte leuchteten mit grossen Kerzen. Da sass der König auf dem Stuhl mit dem blossen Schwert über den Knien. Als der Bischof mit seinen Mannen ihn erblickte, erschreck er in Furcht. „Ihr sollt mich wissen lassen“, redete er den König an, „wer euch Leids gethan, oder was für ein Mann ihr seid, fürwahr, das sollt ihr mir sagen! Seid ihr nicht geheuer? redet! ich beschwöre euch bei Gott! gebt mir Antwort, es ist Zeit!“ Da sprach der König: „Ich war euch wohl bekannt, damals, als ich König Karl hiess und an Gewalt keiner über mir war.“ Nun trat der König zu ihm hin, und der Bischof, als er ihn recht ansah, sprach: „Seid willkommen, lieber Herr! Eurer Kunft will ich froh sein!“ Lieblich näherte er sich ihm, umfieng ihn mit seinen Armen und führte ihn in sein Haus. „Läutet“, sprach der Bischof zu seinen Dienern, „läutet die Glocken aller Orten.“ Da war ein grosser Schall, doch wusste noch niemand, weder die Fremden noch Einheimischen, was es zu bedeuten habe; sie fragten: „Was geschehen sei?“ Es ward ihnen geantwortet: „König Karl, der Mächtige, ist zurückgekommen in die Stadt.“ Da eilten sie fort über Berg und Thal, und wer nicht reiten konnte, wollte doch nicht bleiben und sprang die Mauer hinab. Es gab grossen Lärm durch die Stadt, wie sie also entronnen. Der Bischof aber bat den König Karl, dass er der Königin seine Huld wieder gebe, und er gewährte ihm die Bitte und war ihr hold.

BROD UND SALZ MIT GOTTES SEGEN.

ALTE SAGE; MITGETHEILT VON WILH. GRIMM.

Gesellschafter. 1818. 37. Blatt. Freitag, den 6. März. S. 147.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, dass der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „Es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb.“ Nun trug es sich zu, dass ein Fürst auf der Jagd war, einem Wilde nacheilte und von seinen Dienern abkam, also dass er einen Tag und eine Nacht im Wald herumirrte. Endlich gelangte er zu einem Köhler, der vor der Thüre seiner Hütte stand. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann, was hast du zum Besten?“ Der Köhler antwortete: „Ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ „So gieb her, was du hast“, sprach der Fürst. Da gieng der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brod, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürst und ass, denn er war hungrig. Ob er gleich gern dankbar gewesen, so hatte er doch kein Geld bei sich, darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler. Dann bat er, dass er ihn auf den rechten Weg brächte, was auch geschahe.

Als der Fürst heim gekommen war, sandte er Diener aus, die mussten diesen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geschenkten Steigbügel mit. Der Fürst hiess ihn willkommen und zu Tische sitzen, auch getrost sein, es sollt' ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Fürst: „Mann, es ist diese Tage ein Herr bei dir gewesen, sieh herum: ist derselbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „Mi duicht, ji sünd et wol sülvest“, zog damit den Steigbügel hervor und sprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebbent?“ „Nein“, antwortete der Fürst, „das soll dir geschenkt sein, lass dir's nur schmecken und sei froh und lustig.“ Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, gieng der Fürst zum

Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „Nun, Mann, nimm so vorlieb, es ist nicht viel zum Besten gewesen.“ Da zitterte der Köhler, der Fürst fragte nach der Ursache, aber er antwortete, er dürfe es nicht sagen. Als aber der Fürst darauf bestand, sprach er: „Och Herre, ase ji säden, et wäre nig vele tom besten west, do stund de Düfel aichter ju!“ „Ist das wahr, so will ich dir auch sagen, was ich gesehen: Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum Besten hättest, und du antwortetest: „Gott und allgenug!“ da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum ass ich von dem Brod und Salz und war zufrieden, will auch nun künftig hier nicht mehr sagen, dass nicht viel zum Besten gewesen!“

DER SEGEN DES VATERS UND DER MUTTER.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von Einhundertsechszwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. [Herausgegeben von Karl von Holtei.] Braunschweig, Wien und Gratz, Friedrich Vieweg & Sohn; F. Manz & Comp.; Aug. Hesses Buchhandlung. 1857. S. 4—7.

In den heissen Sommermonaten verliess ich die grosse Stadt und gelangte, als der Tag sich neigte, zu einem einsamen am Fuss des Gebirges gelegenen Ort, wo ich zu verweilen beschloss. Welch ein Unterschied! Statt der drückenden Luft der glühenden Strassen wehte mich der frische kühlende Athem der harzigen Fichtenbäume an; statt des Gerassels und Lärmen der Wagen eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz anderer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte, sah ich den Eigenthümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weissen Haaren, der alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoss Blumen und Kräuter. „Ich habe schon Vortheil von Ihnen“, sagte er; „Sie haben einen Thermometer ausgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme, und weiss dann, ob ich viel oder wenig begossen muss.“ „Es ist wohl ein guter Boden?“ fragte ich. „Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume; es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stösst, so hört das Wachsthum auf und sie fangen an langsam abzusterven. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht.“ — Er that den ganzen Tag nichts, als dass er den Garten besorgte. Dieser war von mässiger Grösse, umfasste

Das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Wallnussbaum breitete seine Äste über die Landstrasse, an der das Haus lag. Auf der anderen Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen: er war in guter Ordnung, d. h. wohlgehalten, aber zugleich in grösster Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt untereinander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht alles nennen. Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andere von spanischem Flieder. Stachelbeersträucher verengten noch den schmalen Pfad, und wo ausserdem ein Plätzchen übrig war, standen Blumen aller Art, hochstämmige Rosenbäume, Levkojen, Lilien bis zu den Orangen-, Lorbeer- und Myrthenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunst stehen, von allen Farben. „Da ist auch ein seltenes, fast ganz schwarzes,“ sagte er, „das ich erst aus der Stadt erhalten habe.“ Der Garten sah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine grosse Krämerbude, wo alles nebeneinander aufgestellt ist, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüsste und erzählte gerne. „Das treibe ich nun seit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Manne gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann pflegen muss. Was in dem Garten steht, verkaufe ich alles; die Leute wissen, was ich habe, und dass sie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein Paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, so holen sie die Blumen bei mir. Ich bin sparsam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zusammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich schon jetzt darüber, dass es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Noth helfen wird.“

• Auf derselben Landstrasse etwas weiter hinauf stand eine

ärmliche, sichtbar in Verfall gerathene Hütte. Sie gehörte einer schon ziemlich bejahrten Wittwe, die ich öfter Abends nach Hause kommen sah. Sie schien stets etwas auf dem Arm zu tragen, das sie auf den Hof nebenan legte, bevor sie zur Thür eingieng. Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. „Wir haben ein kleines Feld“, sagte sie, „von dessen Früchten wir viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hofe gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, dass wir nothdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen: für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht.“ „Aber was tragt Ihr da auf dem Arm?“ „Ach, Herr“, sagte sie und reichte mir einen Stein, „seht wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten, als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viele der Art aufeinander liegen.“ „Aber was wollt Ihr damit anfangen?“ „Das will ich Euch sagen. Unsere Hütte verfällt und wir sind nicht im Stande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich todt bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nöthig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, welche ich zusammengetragen habe, aufeinanderlegen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf.“

Berlin.

Wilhelm Grimm.

Zu S. 212—227 sind einige Versehen zu verbessern aus einer mir von Herrn Dr Ippel gütigst nachgewiesenen

ANZEIGE.

Leipziger Litteraturzeitung 1812. 4. Bd I. Nr. 108. Intelligenzblatt S. 864.

In der vorläufigen Ankündigung unseres bei Cotta erscheinenden Werks: die Lieder der alten Edda (Originaltext, zweifache Übersetzung und Glossar) im Morgenblatt Nr. 65—69 d. J. ist folgendes zu verbessern: Nr. 65 p. 259 a [S. 213] ist eine Zeile ausgelassen und zu lesen: Wie Saemund sammelte Snorro, der noch sein Geistesgenosse, obgleich nicht sein Zeitgenosse war. Col. b. Note [S. 213²)] skandinaviske statt skandinariske. Nr. 66 p. 264 [S. 217] Faffners statt Jaffners. Nr. 67 p. 266 [S. 221] du Hunding statt du Hündling. Nr. 68 p. 271 [S. 223] Brynhilldarquida statt Begehildarquida. Ebenso ist zu bemerken, dass das poetische Fragment aus dem Gudrunalied in Nr. 69 [S. 226 f.] falsch abgesetzt worden, und was einen zweiten Halbvers zu bilden scheint, als selbständiger Vers nicht neben, sondern unter den vorhergehenden zu setzen war, indem wir vorerst die übliche Abtheilung beibehalten und die uns wahrscheinlich richtige im Vers selbst in dem Band, welcher den Commentar enthält, rechtfertigen werden.

Cassel.

Grimm.

S. 171 und 172 lies: Hervararsaga, S. 176, Z. 2 v. u.: die kritische.

Das in der Anmerkung auf S. 73 angegebene Verhältnis des verschiedenen Drucks! ist durch ein Versehen von S. 77 bis 88 gerade umgekehrt worden.

~~~~~  
A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46  
~~~~~


